

# MOLTKE IN UNGARN

VON LADISLAUS TÓTH

Von den deutschen Persönlichkeiten, die im vergangenen Jahrhundert Ungarn besuchten, wird neben *Bismarck*, dem Politiker und *Friedrich List*, dem Gelehrten verhältnismässig wenig über *Moltke*, den Feldherrn gesprochen, der als junger Generalstabshauptmann nach dem Osten reisend, nach Ungarn kam und seine Reise nicht nur in beachtenswerten Tagebuchnotizen, sondern auch in charakteristischen Zeichnungen verewigte. Es zeugt für die ausserordentliche Persönlichkeit des Autors, dass seine Aufzeichnungen sich nicht in der äusserlichen Beschreibung der Reiseerlebnisse und der literarischen Bearbeitung von Reisebüchern erschöpfen. Aus jeder Zeile geht hervor, dass *Moltke* sein Urteil über Ungarn mit denkendem Kopfe, auf Grund eigener Erfahrungen und Studien bildete.

Als sich *Moltke* auf die Reise nach dem Osten begab, war er fünfunddreissig Jahre alt und konnte bereits auf eine an Erlebnissen reiche Vergangenheit zurückblicken. Sein Vater, einst preussischer Offizier, wirtschaftete auf einem Adelsgut in Mecklenburg-Schwerin, kam an den Rand des Ruins und trat dann, um seine grosse Familie erhalten zu können, in die dänische Armee ein; auch seine Söhne bereiteten sich als dänische Staatsbürger zur militärischen Laufbahn vor. So wurde der spätere deutsche Feldherr im Alter von siebzehn Jahren Page des dänischen Königs, und ein Jahr später, 1818, begann er als Leutnant seine Militärlaufbahn. Doch diente er bloss drei Jahre unter der Fahne des dänischen Königs. Als er 1821 Urlaub erhielt und mit seinem Vater nach Berlin reiste, lernte er, zum erstenmal in seinem Leben, die preussische Armee kennen. Er bekam grosse Lust im Offiziersstab dieser Armee zu dienen und verwirklichte auch bald seine Absicht. Im folgenden Jahre war er bereits Leutnant eines preussischen Infanterieregimentes. Dann verbrachte er drei Jahre in der Kriegsschule, aus der er mit vorzüglicher Qualifikation entlassen wurde. *Moltke* war besonders in der Kartographie hervorragend und erhielt daher erst in Sizilien, dann in Posen Mappierungsaufgaben. Ausser den militärischen Wissenschaften interessiert er sich auch für Literatur und macht selbst Versuche auf literarischem Gebiete, in Prosa und in Versen. Doch am meisten fesselt ihn Geschichte. Er beginnt auch *Gibbons* römische Ge-

schichte ins Deutsche zu übersetzen. Seine historischen Arbeiten machten ihn auch als Schriftsteller bekannt. 1835 erhielt er als Generalstabshauptmann die königliche Genehmigung, eine sechsmonatliche Studienreise nach der Türkei antreten zu dürfen. Er hatte die Absicht, seine Reiseerfahrungen nicht nur von dem Gesichtspunkt des Soldaten und Geographen aus, sondern auch von dem des Historikers zusammenzufassen.

Seine Reise nach dem Osten, die er bis Konstantinopel auf dem Festland zurücklegen wollte, trat er am 5. Oktober 1835 aus Breslau an, und kam über Troppau, Olmütz und Brünn am 10. Oktober in die Kaiserstadt. Entzückt betrachtet er die Schönheiten der Stadt. Er findet Wien schöner als Berlin, in erster Linie darum, weil es in Wien viele krumme Gassen gebe, die langen, geraden Strassen Berlins seien dagegen langweilig. Auch das lustige, lärmende Leben Wiens, die Beweglichkeit, die hier herrscht, gefällt ihm. Am meisten aber ergreift ihn die Schönheit des Stephansdomes. Sein erster Weg führt ihn in den Dom und er findet ihn viel schöner als das Strassburger Münster.

Moltke genießt Wiens Schönheiten, doch befasst er sich auch mit den Vorbereitungen zu seiner Reise nach dem Osten. Er verschafft sich Empfehlungsschreiben an die führenden Kreise in Pest, Semlin, Bukarest und Konstantinopel, um seine Reise zu erleichtern. Auch von dem ungarischen Leben erhält er in Wien eine erste Kostprobe. Durch einen Freund, der zusammen mit ihm nach Wien kam, ladet ihn ein ungarischer Aristokrat, der in Kroatien fünfzigtausend „Untertanen“ hat, zu sich ein. Während des Essens werden fünf Sorten Weine serviert, alle eigene Fechsung des Hausherrn.

Leider erwähnt Moltke den Namen des ungarischen Aristokraten nicht, wie er auch nicht sagt, von wo er ausser persönlichen Eindrücken und Erfahrungen, sowie Lektüre, seine sachlichen und gründlichen Kenntnisse über Ungarns Lage nahm.

Er verlässt Wien am Morgen des 18. Oktobers, und fährt auf einem kleinen Schiff donauabwärts nach Pozsony (Pressburg). Sie sind zu zwölft, unter ihnen auch Engländer, die — wie Moltke bemerkt — überall zugegen sind, wie das Salz in den Speisen, obwohl sie nicht immer die Würze der Gesellschaft bilden. Übrigens hatte die Reise einen ziemlich üblen Anfang. Das Schiff lief auf eine Sandbank und kam nicht los. Die Reisenden gingen in strömendem Regen ans Land, und von dort zu Fuss ins nächste Dorf, dann mit Wagen nach Pressburg, wo sie gegen Mitternacht zitternd vor Kälte und bis auf die Haut durchnässt, doch in guter Laune ankamen.



Von der ungarischen Krönungsstadt sah Moltke nicht viel. Schon den nächsten Tag ging er um fünf Uhr morgens mit seinen englischen Reisegefährten an Bord des Dampfschiffes „Pannonia“. Die Einschiffung der Waren dauerte ziemlich lange, so dass er bei der Morgendämmerung noch die Umrisse der Pressburger Festung sehen konnte, die wie ein „viereckiger Galgen“ aussieht. Die Landschaft ist eben, langweilig, und in dem ununterbrochen strömenden kalten Regen ist es gut, sich in dem bequemen Saal des Dampfschiffes niederzulassen, zuzuhören, wie die Mitreisenden auf den deutschen Zollverein schimpfen, zuzusehen, wie die Engländer Schach und die schwarzäugigen, bärtigen Ungarn Whist spielen.

Moltke kam in Pest gegen acht Uhr abends, bei stürmischem Wetter an, und konnte ausser den Laternen an beiden Ufern des Flusses nichts sehen. Den nächsten Tag erblickt er das wunderbare Panorama von Buda (Ofen) und Pest. Den Blocksberg mit der Zitadelle, die Ofner Berge, die Raitzenstadt mit ihren kleinen weissen Häusern und die königliche Burg, die oben auf dem Berge an Stelle des Palais von König Matthias erbaut wurde und in der jetzt der Palatin wohnt, findet er geradezu malerisch. In der Mitte der Donau liegt die herrliche Margareteninsel. In Pest fallen ihm die Aristokratēpalais, das Theater, das Bad mit der überraschend hübschen Fassade und das Kasino auf. Die beiden Städte sind durch eine breite Schiffsbrücke verbunden. Moltke meint, durch die wunderbare Umgebung von Ofen und das lebhafteste, bewegte Leben von Pest seien diese zwei Städte einer der schönsten Orte der Welt.

Auch über die Warmbäder in Ofen spricht Moltke eingehend in seinem Tagebuch. Die Quellen, die schon die Römer gekannt hatten, schätzten auch die Türken sehr hoch, die die Bäder besonders liebten. Das Publikum des Rudas-Bades bot ein farbiges Bild, Moltke selbst schreibt über das köstliche warme und kristallklare Wasser, er habe nie ein angenehmeres Bad genossen. Wie in Wien, so besuchte er auch hier das deutsche Theater. Es sei ein grosses Gebäude, aber innen dunkel, kalt, und mit schlechter Akustik. Das Publikum sei zahlreich und äusserst dankbar. Eine sehr schlechte Tänzerin trat auf, die sich — ein echtes Biedermeierbild — vor ihrem Auftritt bekreuzigte.

Allein Moltke begnügte sich keineswegs damit, die Schönheiten von Ofen und Pest zu geniessen, sondern interessierte sich auch für die politische und soziale Lage Ungarns, wie dies seine Tagebuchaufzeichnungen bezeugen.

In Ungarn herrsche auch heute noch der Adel, seit Polens Fall stehe Ungarn in dieser Hinsicht allein in Europa — schreibt er in seinem Tagebuch. In England teile sich in der Herrschaft Geburtsadel

und Geldadel, in Ungarn dagegen regiere allein der Geburtsadel. Gewiss besitze er dazu auch das geschichtliche Recht. Nicht nur, weil er vor neun Jahrhunderten das Land durch Waffen erobert hatte, sondern auch darum, weil er auch seither das Land verteidigte. „So ist seine heutige Stellung, so schroff sie auch gegen die andern Klassen erscheinen mag, in ihrem Ursprunge rechtlich genug begründet und man kann sie durchaus nicht mit dem Masse anderer Völker messen“ — schreibt er mit Überzeugung in seinem Tagebuch.

Allein die Zeiten ändern sich, und mit der Aufstellung eines ständigen Heeres fiel das Schwert aus der Hand des ungarischen Adels. Dies war für ihn ein grösserer Schlag, als die Niederlage bei Mohács. Es zeigte sich auch zur Zeit der Kriege gegen Napoleon, als der Adel dreimal erst dann zu den Waffen griff, nachdem der Friede bereits geschlossen war. Zum vierten Male kam das ungarische adelige Heer tatsächlich in den Kampf, konnte jedoch keinen grösseren Erfolg aufweisen, als die Schlacht bei Győr (Raab) — schreibt Moltke; diese aber gehörte nicht zu den härtesten Kämpfen der napoleonischen Kriege. So war das Ziel eigentlich nicht mehr vorhanden, um das zu erreichen ungefähr ein Zehntel der Bevölkerung Ungarns von allen Steuerlasten befreit war und sämtliche politischen Rechte genoss.

Dieser Adel aber, der alle politischen Rechte genießt, ist keine einheitliche Gesellschaftsklasse, wie Moltke sehr richtig feststellt. Die Vermögensunterschiede sind ganz beträchtlich. Einige Aristokraten sind äusserst wohlhabend, sie gehören vielleicht zu den Reichsten Europas. Man sagt, ein Sechstel des Landesgebietes sei im Besitze von Familien des Hochadels. Dagegen ist der grösste Teil des Adels sehr arm. Diese nennt man — Moltke schreibt den Namen ungarisch — *Opankenadel*; sie erhielten diesen, weil sie zu arm sind, um sich Stiefel zu kaufen und nur Opanken tragen. Auch die ungarischen Dichter und Schriftsteller schreiben nicht sehr lobend über ihn, sie sagen, er sei faul, hochmütig und roh, ausserdem könne ungefähr die Hälfte dieses verarmten Adels weder schreiben noch lesen. Dieser Adel ist im Besitze seiner Privilegien nur ein Hindernis des Fortschrittes. Der Bauer versorgt die Armee nicht nur mit Menschen, auch alle Kosten der Erhaltung der Armee liegen auf seinen Schultern. Der Bauer baut Strassen, zahlt den Zoll, und die Erbauung einer Steinbrücke zwischen Pest und Ofen kann nicht ausgeführt werden, weil der Adel kein Brückengeld zahlen will.

Moltke, der Geschichtspolitiker, sieht auch das Verhältnis zwischen Ungarn und Österreich mit klaren Augen. Nach der Niederlage bei Mohács ging Ungarn gezwungen ein Bündnis mit Österreich ein. Dieses



war von Anfang an nicht glücklich zu nennen. Das Misstrauen war gegenseitig, und die Kriege störten stets das Verhältnis zwischen den beiden Ländern. Es gab eine Zeit, da Ungarn mit dem österreichischen Herrscherhaus brechen, und sich unter die Oberhoheit des Sultans stellen wollte — schreibt Moltke, indem er das Bild des habsburgisch-ungarisch-türkischen Verhältnisses etwas vereinfacht. Aus diesem Grunde war Österreich vielleicht nicht dagegen, dass die Türken einen Teil Ungarns beherrschen, denn es glaubte das unruhige und ungebärdige Ungarn so leichter im Zaum halten zu können. Später hatte es den Anschein, als ob das Verhältnis zwischen Ungarn und Österreich sich verbessert hätte, doch bestanden die Gegensätze im Geheimen weiter. Ungarn zahlt nur gezwungen die Steuern zu den gemeinsamen Ausgaben, strebt nach Selbständigkeit in den Finanzen und ist nicht geneigt, sich unter die Herrschaft der deutschen Sprache zu stellen. Es zieht sich stolz zurück und sagt am liebsten auf alles nein, denn es fürchtet, seine vererbten Rechte irgendwie zu verspielen. Lieber opfert es die Möglichkeit eines materiellen Aufschwungs, als das es sich der Herrschaft fremder Gesetze unterwerfen würde.

„Auffallend ist gewiss dieser hundertjährige Hader zwischen einem hochherzigen Volk und einer Reihe von Regenten, in denen Österreich seine Wohltäter ehrt, die sämtlich von musterhafter Biederkeit und von denen einige mit ausgezeichneten Herrschertalenten begabt waren“ — schreibt Moltke, mit scharfem Auge den geistigen Hintergrund des jahrhundertealten Gegensatzes zwischen Ungarn und den Habsburgern erfassend. Die österreichische Regierung hat somit allen Grund dazu, zu wünschen, dass in Ungarn, sobald als möglich, tiefgreifende innere Reformen kommen sollen. Doch für die herrschende Klasse in Ungarn, den Adel, liegt es nicht nur in seinem Interesse, diese Reformen zu verhindern, sondern er besitzt hiezu auch die Kraft. Und eine Schicht, auf die sich die Wiener Regierung dem Adel gegenüber stützen könnte, gibt es nicht. Infolge des fast vollständigen Mangels an Industrie, Geldinstituten, modernen Strassen, Verkehrsmitteln und Handel, kann sich neben dem Adel keine Mittelklasse bilden; das Bauerntum aber vermag in seiner abhängigen Lage der Wiener Regierung um so weniger zur Hilfe zu sein, als es die Zielsetzungen der Regierung nicht erfassen, geschweige denn würdigen kann.

So ergab sich die Lage, dass Ungarn, — das mit Recht Klein-Europa genannt wird, da es ausser den Kolonialwaren über alle Rohstoffe verfügt — da es fast gar keine eigene Industrie hat, bei der Ausfuhr des Rohstoffes nach Österreich noch einen Ausfuhrzoll zahlt. Bei der Einfuhr der fertigen Waren aber bezahlt Ungarn nicht nur den Arbeitslohn

und Nutzen der deutschen Fabriksindustrie, sondern auch den Einfuhrzoll, der in Österreich nach den von Ungarn eingeführten Rohstoffen zu zahlen war, und den nach fertigen Waren in Ungarn fälligen Zoll. „Gibt es noch eine dringendere Aufforderung zur eigenen Industrie?“ — fragt Moltke, der die schädliche Wirkung der österreichischen Industrie und des österreichischen Handels auf Ungarn klar erkennt.

Wie gestaltete sich die Lage Ungarns im Laufe der geschichtlichen Entwicklung? — auch darauf gibt Moltke Antwort in seinem Tagebuch: „Ungarns Schicksal war stets, die Scheide zwischen Zivilisation und Barbarei zu sein.“ Über Ungarns Boden zogen jahrhundertlang die Völker der Völkerwanderung gegen Rom. Ungarn war die Grenzfestung Europas gegen den Islam. Auch in seiner Kultur sind schichtenweise mehrere fremde Einwirkungen zu erkennen. Die stärkste fremde kulturelle Einwirkung auf ungarischem Boden ist natürlich die deutsche. Allein auch den Spuren der türkischen Kultur begegnet man noch überall. Auch die Einwirkung des romanischen Geistes, der, besonders in Pannonien, auf die einstige Römerherrschaft zurückgeht, ist sehr stark. Im Komitat Tolna wird auch heute noch die Strasse benützt, die die Römer erbauten. Das Hochwasser der Donau schwemmt öfter Gegenstände aus der Römerzeit ans Ufer, die prächtigen Weinsorten der Ofner Berge brachte noch Kaiser Probus hieher. So grübelt der deutsche Übersetzer von Gibbons römischer Geschichte, als er in der Ofner Festung die Nachkommen der Römer, die Aquincum gründeten, die italienischen Soldaten auf der Wache findet.

Nicht nur die Kultur Ungarns ist vielschichtig, nicht nur seine gesellschaftliche Gliederung und seine Vermögensverteilung extrem, es vereint auch ein buntes Gemisch von verschiedenen Nationalitäten in sich. Die Notwendigkeit einer Reform besteht somit in Ungarn tatsächlich. Dies anerkennt nicht nur die Hocharistokratie, sondern auch der Kleinadel, besonders, wenn über Reformen nicht unter den Schlagwörtern von Steuerzahlung und Gleichheit gesprochen wird. Der Wunsch nach Reformen ist also allgemein, aber in der Tat geschah noch ziemlich wenig, ausser, dass man Pest aufblühen liess. Die Bestrebungen, die die Reformen verhindern wollen, niederzubrechen, die nationalen und religiösen Gegensätze auszugleichen — dies ist die Riesenarbeit, die der in Pozsony (Pressburg) versammelte Reichstag zu leisten hat, — so schliesst Moltke seine Schilderung der ungarischen Verhältnisse.

Moltke weilte im ganzen bloss fünf Tage in Buda (Ofen) und Pest, und fuhr dann mit dem Schiff weiter gegen die untere Donau zu. An Bord des Dampfschiffes Franz I. versammelte sich auch jetzt eine internationale Gesellschaft. Moltkes Reisegefährten waren zwei Amerikaner, ein



Schweizer, ein Mönch aus Rom, Hamburger und Bukarester Kaufleute, Serben und Griechen. Die Reise war bis Peterwardein ziemlich eintönig, bloss die am Ufer weidenden Herden und die reinen, weissgekalkten Häuser der ungarischen Dörfer boten einige Abwechslung in der Landschaft. Endlich erscheint die malerisch gelegene Festung Peterwardeins, „sie ist mit einem Luxus von Werken umgeben, das ungarische Gibraltar.“ An der Mündung der Save liegt Belgrad, seine Lage ist weniger schön als die Peterwardeins. Belgrad ist eine Masse kleiner unbedeutender Häuser, aus der nur einige schlanke Minarettürme und Kuppeln sich erheben. „Welchen elenden Anblick gewährt das serbische Ufer!“ — ruft Moltke aus. „So schlechte Menschenwohnungen findet man kaum in Polen, und die märkischen Bauernhäuser, weit schlechter als die ungarischen, sind Paläste gegen diese Hütten. Sie sind sehr klein, von Lehm, mit Strohdächern, einer Thür und einem Fenster, und liegen anscheinend ohne Regel durcheinander. Wege bemerkt man garnicht, und ganz dicht um die Dörfer herum ist eine förmliche Wildnis von niedrigem Gebüsch.“

Auch die felsige, romantische, an geschichtlichen Denkmälern reiche Landschaft der unteren Donau fesselt Moltke. Doch auch in dieser wilden, felsigen Landschaft erblickt er bereits Zeichen des Fortschrittes. „Hier sieht man schon eine Menge Sprengungen zu der Strasse, die Graf Széchenyi anlegt, um eine Verbindung zwischen der Wallachei und dem Banat herzustellen und die Dampfschiffahrt stromaufwärts zu erleichtern“ — schreibt er in seinem Tagebuch. Auf der ungarischen Seite der Donau sind aus fünf Soldaten bestehende Wachen in kleinen Häusern, „Tschardar“ genannt, untergebracht. Das Dampfschiff verkehrt nur bis Moldova, hier ergötzt sich Moltke an den zitherspielenden ungarischen Schiffern. Von Moldova bis Kladova verkehren nur Ruderboote, was besonders den Warenverkehr sehr schwerfällig macht. Die Regulierung des Flussbettes verhindert vor allem die türkische Regierung, da ihr eine rasche und gute Schiffsverbindung mit dem Schwarzen Meer nicht wichtig ist. Trotzdem schreitet, wenn auch zögernd, die Angelegenheit der Schiffahrt auf der unteren Donau vor. „Mittlerweile schreitet der rastlose Graf Széchenyi mit seiner Strasse rüstig fort“ — schreibt in seinem Tagebuch der gut orientierte Moltke.

Er bewundert auch an der unteren Donau die gigantische Arbeit der Römer. Mit einem Gefühl der Pietät betrachtet er die Stelle, wo einst Kaiser Trajans Heer über die Donau setzte. Er sieht die Landschaft auch mit den Augen des Geographen, als er feststellt, dass die bisherigen Karten sehr wenig der Wirklichkeit entsprechen. Die Strecke bis Orsova, die er in einem Ruderboot zurücklegte, bezeichnet

Moltke als unbeschreibbar schön. Selbst das ständige Regenwetter und die Kälte konnten ihm nicht den Genuss an den landschaftlichen Schönheiten nehmen. Aus Orsova macht er einen Ausflug zu Trajans Gedenktafel, doch sieht er in der Dämmerung nur mehr die Umrisse der Platte. Eingehend beschreibt er auch Mehadia. Der Ausflug im Tale der Cserna sei einer der schönsten, die er jemals getan habe, schreibt er. Die Landschaft von Mehadia findet er schöner als die von Karlsbad oder Marienbad, aber das Bad sei nicht so angenehm, wie in Buda (Ofen). Auch bei den warmen Quellen von Herkulesbad ziehen ihn die historischen Denkmäler an. Den Ort erwähnen schon die Römer. Hier stationierte die fünfte mazedonische Legion. Auch in die Häuser und Strassen sind eine Menge von Steinen und Aufschriften aus der Römerzeit eingebaut. Vieles aber, besonders Münzen, wurde nach Wien getragen.

Die erste Begegnung Moltkes mit der Türkei und ihren Sitten spielte sich noch in Orsova ab. Er besuchte den in Neu-Orsova residierenden türkischen Pascha. Ein Bild des Verfalls empfängt ihn; das Haus des Pascha ist vernachlässigt und mit falschem Glanz ausgestattet. Der Pascha erhält vom Sultan einen Elendslohn und lebt darum hauptsächlich von der Erpressung serbischer Schiffe. Auch das von ihm erhaltene wenige Militär ist vernachlässigt und schlecht ausgerüstet. Dies ist Moltkes erste Begegnung mit der verfallenden Türkei.

Aus Orsova ging er mit dem Wagen weiter über die Ebene der Wallachei nach Bukarest. Als er bei Kladova die beiden erhaltenen Bogen der Brücke Trajans betrachtet, denkt er daran, dass es von Peterwardein abwärts überhaupt keine Brücke über die Donau gibt. Wie schade, dass diese Brücke die Römer selbst vernichtet haben, um vor den Dämmen in Sicherheit zu sein. Damals war ein so grosser Strom, wie die Donau, von militärischem Standpunkt aus ein viel grösseres Hindernis, als heutzutage. Damals trennte die Donau in der Tat viele Jahre hindurch die zivilisierten und Barbarenvölker. Heute, im Zeitalter des Dampfschiffes verbindet sie sie eher — schreibt Moltke, seine geographischen Betrachtungen abschliessend.

Moltkes Reise über die Wallachei und Craiova nach Bukarest verlief unter echt balkanischen Umständen. Der ununterbrochene Regen machte aus den ungepflegten Strassen ein Kotmeer, in dem der Wagen bis zu den Rädern versank. Die Posthäuser waren elende Hütten. Craiova, die drittgrösste Stadt der Wallachei, ist auch mit seinen zehntausend Einwohnern bloss ein unbedeutendes Dorf. Am bezeichnendsten für die Verhältnisse ist, was Moltke über einen Besuch bei einem Bojaren schreibt. „Nach Tische besuchten wir den reichsten Bojaren.



Es gibt an hundert Bojaren, die hier wohnen, denn kaum drei oder vier verwalten ihre Güter selbst. Er wohnte in einem recht schönen Hause. Der Bojar Otto Janko (Johann) Delischian lag im Bette, denn es war 4 Uhr nachmittags, und hielt seine Siesta. Die Frau war eben aus dem ihrigen erstanden. Er empfing uns freundlich und liess Süßigkeiten bringen. Ein kleiner weisser Hund spielte mit den Pantoffeln herum, und das Ganze war echt polnisch. Der Bojar beklagte, dass das Land nicht frei sei; es könne nicht blühen, weil man keinen Einfuhrzoll verhängen könne.“

Auf den beispiellos schlechten Strassen und durch die unbeschreiblich elenden Dörfer der Wallachei kommt Moltke nach Bukarest. Hier ist überall bodenloser Kot in den Gassen. Gleich am Abend seiner Ankunft nimmt er, zusammen mit dem preussischen Konsul an dem Ball des Bojaren Philippesko teil, wo auch der Fürst erscheint. „Wir fanden ein schlechtes Lokal und glänzende Toiletten — schreibt er in seinem Tagebuch über dieses Balkanbild — die Musik bestand aus zerlumpten Zigeunern mit schmutzigen Stiefeln und Opanken, aber in Uniform. Es wurde sehr gut getanzt.“ Die Lage der wallachischen Fürstentümer, aber auch die politische Lage des ganzen damaligen Balkans charakterisiert folgende Bemerkung Moltkes: „Am interessantesten war mir die Bekanntschaft des Barons Rieckmann, welcher zwar nur russischer Konsul, aber die bedeutendste Person im ganzen Lande, den Fürsten nicht ausgenommen, ist.“

Das Bild ändert sich auch nach dem Besuch bei dem Fürsten nicht. Das Palais sieht von aussen sehr gut aus, aber die Gäste mussten im freien aus dem Wagen steigen, und kein Diener kam ihnen entgegen. Der „grand trésorier“, der zum Gefolge des Fürsten gehört, trägt wallachische Kleidung, aber auf dem Kopf einen Fez. Moltke war auch bei dem Bruder des Fürsten, der das Amt des Generalissimus bekleidet. Auch dieser wohnt in einem schönen Palais, die Einrichtung ist aber ärmlich.

Moltke blieb statt des geplanten halben Jahres wegen seines militärischen Auftrages vier Jahre in der Türkei. Als er im Herbst 1839 in seine Heimat zurückkehrte, erkrankte er ernstlich infolge der beschwerlichen Reise und des Klimawechsels. Drei Wochen verbrachte er krank in Pest, und fuhr dann, als er schon aufstehen konnte, nach Wien weiter, wo er endgültig von seiner Krankheit genas.

Moltke sah und beurteilte auf seiner Reise die ungarischen Verhältnisse zweifellos mit gründlicher Kenntnis und genialer Intuition. Richtig erkannte er Ungarns geschichtliche Sendung zwischen dem Osten und Westen, seine Berufung dazu, das führende Volk und der führende Staat im mittleren Donaubecken zu sein.